

## Am Anfang war das Harz: Pech-, Ruß- und Lackproduktion im oberen Renchtal

Heinz G. Huber

„Den gebürgigen rauhen Schwarzwald hat Gott mit der Nahrung des gewaltigen Holzgewerbes, der Viehzucht und des Hartzens begabt“, stellte 1596 der Kartograph Dr. Georg Gadner<sup>1</sup> fest. Während im Murg- und Kinzigtal die vorhandenen Floßmöglichkeiten die Holznutzung des Waldes begünstigten, waren die unzugänglichen Wälder im oberen Renchtal und um den Kniebis ursprünglich das Zentrum der Harzgewinnung im Schwarzwald. Sebastian Münster schreibt in seiner „Cosmographia“: „Also findestu bey dem Ursprung des Wassers Murg/nemlich hinter Kniebis/dass sich das Volck mit Hartz ablesen und klauben ernehret.“<sup>2</sup>

Grimmelshausen lässt seinen Romanhelden Simplicissimus auf seinem Rückweg vom Mummelsee in der Wildnis auf sechs schwäbisch sprechende Waldbauern treffen, „die mit dem Harz zu tun hatten“<sup>3</sup>. Sie stammten aus dem Baiersbronner Tal, wo schon 1423 Einwohner in fürstenbergischen Waldungen Harzrechte hatten.<sup>4</sup> Im Jahr 1469 hatte Graf Heinrich von Fürstenberg dem Gastmeister zu Kniebis, Gilgen Auberlin, das Recht verbrieft, in den Wäldern von Rippoldsau zu harzen.<sup>5</sup> Als Herzog Friedrich von Württemberg aus merkantistischen Nutzungserwägungen 1602 das Harzen überhaupt verbot, richteten die Baiersbronner eine Bittschrift an ihn. Darin ersuchten sie ihren Landesherrn, dem Harzgewerbe weiter nachgehen zu dürfen, „sonsten sie keine andere Nahrung wissen noch haben“.<sup>6</sup>

Dessen Nachfolger Herzog Johann Friedrich gestand den Baiersbronnern 1616 zu, „in den Walden, tieffen thälern, gründen und abgelegenen Orten, daraus man das Holz sonst zu keinem anderen Nutzen bringen kann“, zu harzen. Für die Nutzung musste eine Gebühr entrichtet werden. „Harzvögte“ hatten über die Nutzung zu wachen und darauf zu achten, dass die Berechtigten sich am Anbrechen der Bäume beteiligten.<sup>7</sup> Die Baiersbronner beschränkten sich jedoch bei ihrem Gewerbe nicht auf ihre eigenen Wälder, sondern harzten auch verbotenerweise in anderen Herrschaften. Im Jahr 1688 beschwerten sich die Vögte der an den Windeckischen Wäldern berechtigten Gemeinden Sasbachwalden, Neusatz und Bühlertal, dass aus Baiersbronn 24 Harzer in diesen Waldungen gefrevelt hatten.<sup>8</sup>

Die württembergische Forstschutzpolitik, die Ablösung der alten Nutzungsrechte und der die Holzwirtschaft begünstigende



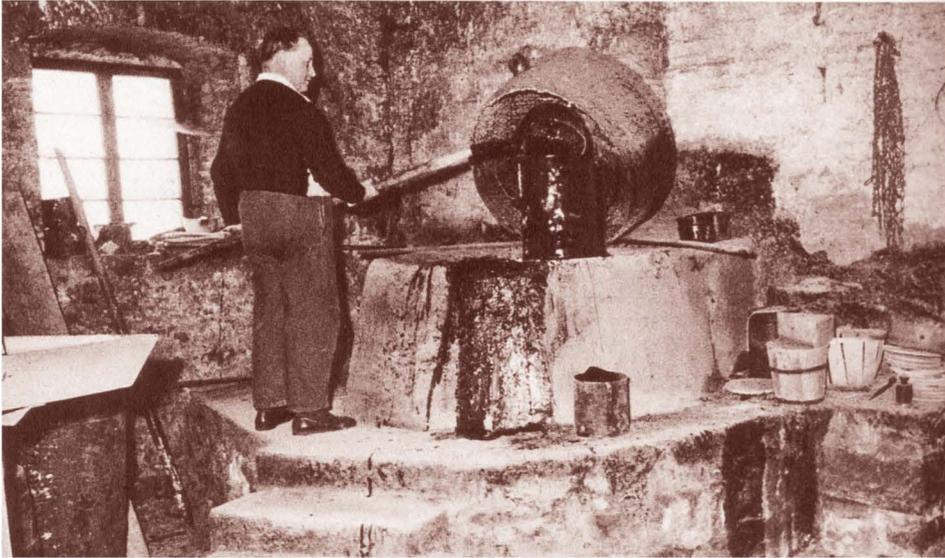
*Einer der letzten Harzer im Renchtal, der in die Fichte eine Lachte schneidet (Stadtarchiv Oppenau).*

Ausbau der Verkehrswege entzogen den württembergischen Harzern ihre Erwerbsmöglichkeiten. Heinrich Hansjakob berichtet von den armen Tagelöhnern auf dem Kniebis in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die bei Nacht und Nebel „wie eine Lichterprozession“ mit ihren Kerzen ins Walddickicht schlichen, dort die Harzkanäle der von ihnen angerissenen Fichten leerten und ihre Beute zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, Pech und Kienruß verarbeiteten. Dabei mussten sie ständig befürchten, von dem Forstpersonal er tappt und hart bestraft zu werden.<sup>9</sup>

### Harzkrieg im Renchtal

Die Harznutzung in den Wäldern des oberen Renchtals begann, seit dem 17. Jahrhundert eine immer größere Rolle zu spielen.<sup>10</sup> Um die Oppenauer Hochwaldungen, um deren Besitzstatus und Nutzung wurden zwischen der fürstbischöflichen Landesherrschaft und den Bewohnern des hinteren Renchtals erbitterte gerichtliche Auseinandersetzungen geführt, die bis hin zum Reichskammergericht ausgetragen wurden.<sup>11</sup>

Zunächst war im Jahr 1700 die Harznutzung auf vier Wochen begrenzt worden: Harz durfte nur 14 Tage vor und 14 Tage nach Johanni gesammelt werden.<sup>12</sup> Der Nutzerkreis war dagegen nicht eingeschränkt worden. Im Jahr 1784 sprach das Reichskammergericht der Landesherrschaft das Eigentumsrecht am Hochwald zu; diese vergab den Hochwald als Erblehen gegen ein einmaliges „Laudemium“ von 13000 Livres an das Tal. Die Harznutzung wurde in einer eigenen Ordnung von 1785 neu geregelt.<sup>13</sup> Die Waldmeisterei sollte im Auftrag der Gemeinde eigens angestellte Tagelöhner die Harznutzung zugunsten der „Waldkasse“ vornehmen lassen. Als die Harzzeit begann, ließen sich Bauern und Tagelöhner vom Harzen zu ihrem privaten Nutzen nicht abhalten. Gegen die Forstfrevler wurden Geld- und Gefängnisstrafen, in einem Fall sogar eine Zuchthausstrafe verhängt.<sup>14</sup> Der Oppenauer Schultheiß bat die umliegenden Herrschaften, illegal gesammeltes Harz beschlagnahmen zu lassen. Im Dezember 1788 wurde in Dur-

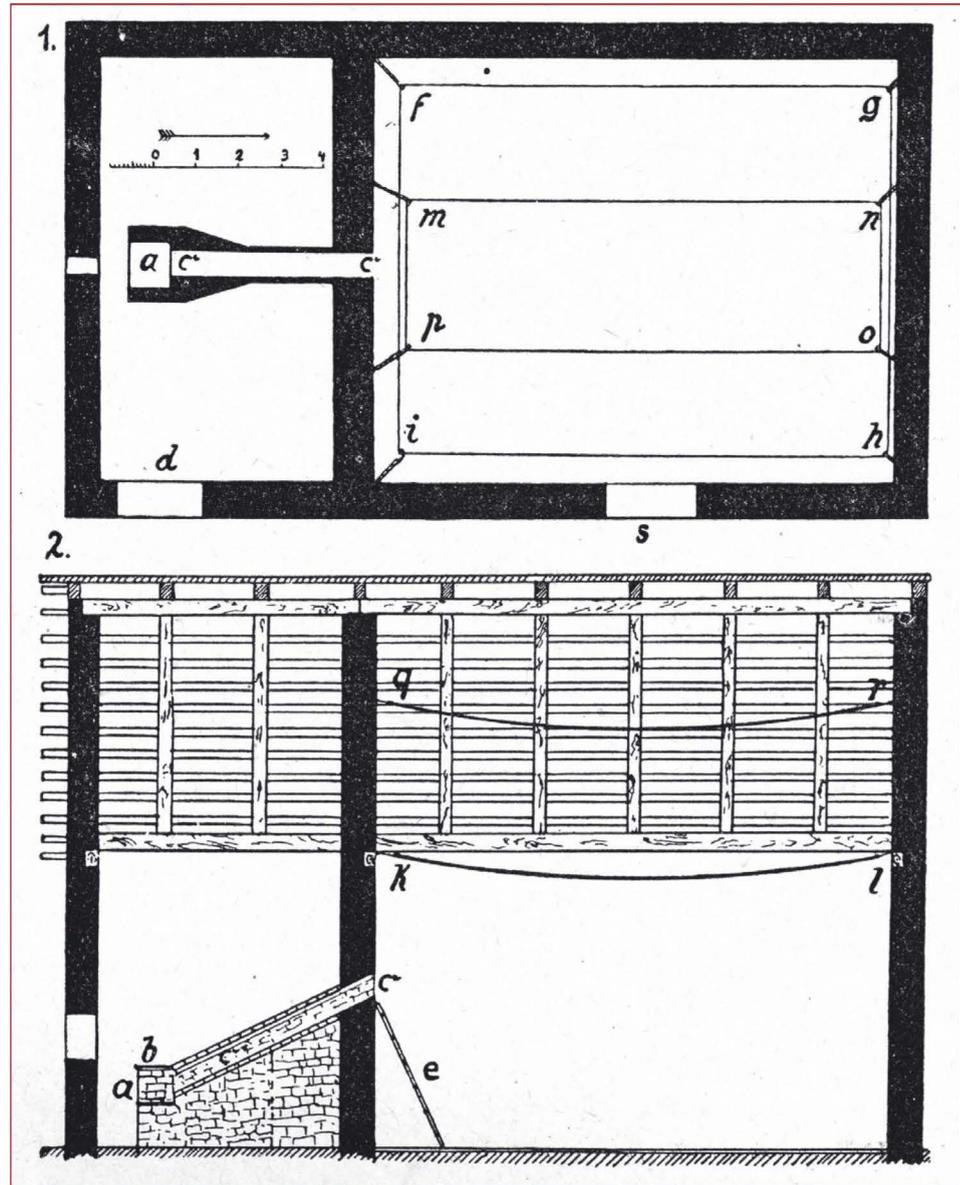


*Blick ins Innere  
der Löcherberger Pech-  
siederei (Archiv des  
Verfassers).*

bach vom dortigen Amtmann ein Oppenauer mit einem Wagen Harz gestellt, das Harz wurde „mit Arrest“ belegt.<sup>15</sup>

Die vielfältigen Konflikte eskalierten 1789 nach Ausbruch der Französischen Revolution. Am 15. September besetzten 800 bewaffnete Bauern das Rat- und Gerichtshaus in Oppenau. Sie forderten die Rückzahlung der bereits verhängten Strafgelder, die Änderung der Wald- und Harzordnung, den Ausschluss der Oppenauer von der Hochwaldnutzung und die Freilassung der Gefangenen. Sie drohten damit, „dass sie das Räubernest Oppenau entweder ganz niederreißen oder anzünden und einige Bürger totschiessen, die übrigen aber zum Teufel jagen werden“.<sup>16</sup> Damit wird sichtbar, dass der Unmut der Talbauern sich nicht nur gegen die landesherrliche Obrigkeit, sondern gegen die landlosen „Städter“ richtete, die nach Partizipation an den genossenschaftlichen Rechten strebten und damit auch in den Augen der Bauern die Ressourcen weiter verknappten. Auf Ersuchen des Obervogtes von Brudern marschierten am 15. Februar 1790 1032 Mann pfälzische und kurmainzische Truppen im Oberamt Oberkirch ein. Mit brutaler Gewalt wurden Untersuchungen gegen die „Rädelsführer“ angestellt: 24 Unruhestifter wurden in die Zuchthäuser von Mainz und Mannheim gesteckt. Die Gemeinden wurden mit hohen Exekutionskosten bedroht, denn die Gesamtkosten der Besatzung beliefen sich auf 135 543 fl.<sup>17</sup>

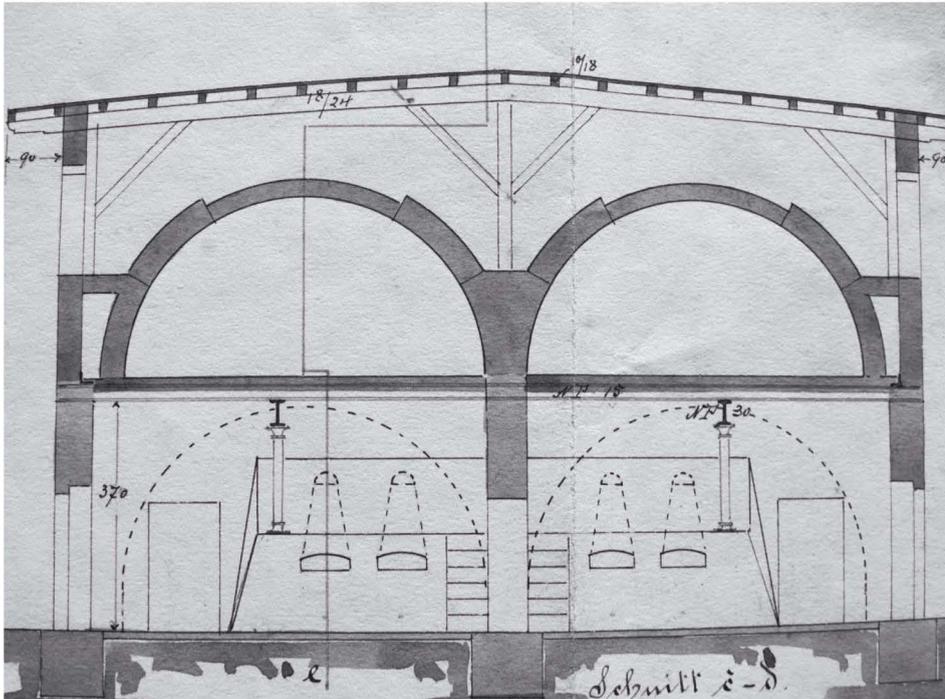
Trotz der Präsenz der Husaren hielten sich die Bauern nicht an die Harzordnung. Der Griesbacher Waldknecht Andreas Börsich traf am 9. Juni 1790 vier Bürger beim Harzen an. Als er sie fragte, ob sie „für die Waldkasse“ harzten, lachten sie ihn aus und erklärten, sie würden das Harz auf eigene Rechnung verkaufen. In der Rotte Ibach erhielt der dortige Waldknecht Iringer von Georg Huber zur Antwort, im Hintertal hielten sie es „wie in uralten



Grundriss und Querschnitt durch eine Rußhütte: Den vorderen Bereich bildet der Ofenraum, den hinteren Bereich das Rußgewölbe (Archiv des Verfassers).

Zeiten“, dass ein jeder für sich harzen sollte. In der Rotte „Wilde Rench“ traf der Waldzwölfer Martin Braun auf einen Trupp von 43 Mann, die ohne Widerrede zur Waldkasse harzten. Eine andere Gruppe habe sich von Josef Trayer und Michael Spinner aufwiegeln lassen, auf eigene Rechnung zu harzen. Auch in Löcherberg gab es Widerstände. Der Auszügler Joseph Roth erklärte, er harze nicht für die Waldkasse, „auch wenn man ihm das Leben nehme“. Christian Müller begann mit dem zur Aufsicht abgeordneten Ausschussmann obendrein noch zu „zanken“ und nannte ihn „einen liederlichen Kerl“.<sup>18</sup>

Der Waldknecht Anton Gmeiner und sein Sohn sahen in Döttelbach die rechtmäßig ausgesandten Harzer davoneilen. Die wütende Ehefrau des Andreas Faißt aus Döttelbach habe mit einer eisernen Mistgabel am Weg gestanden und damit „einen Streich nach ihm geführt“. Auch habe sie mehr als zehn faustgroße



*Industrieller Standard  
der Rußherstellung –  
Plan zum Bau der  
Rußfabrik Mengelsmatt  
mit Gewölben und Öfen  
1890 (Archiv Hans-  
frieder Gros).*

Steine nach ihm geworfen und in einem fort geschrien: „Du Brotdieb, du bist derjenige, der unseren Kind das Brot nimmt.“ Durch Steinwürfe wurde Gmeiners Sohn Kaspar verletzt, dass er den Arzt in Oppenau aufsuchen musste. Am 19. Juni 1790 wurde dem Oppenauer Schultheiß vermeldet, dass Oppenauer Talbauern in Zell a. H. versucht hatten, Gewehre zu kaufen. Im Wald wurden fünf Hocken Harz gestohlen. Ein Rechenmacher auf der Moos wurde verdächtigt, illegal gewonnenes Harz angekauft und über die Grenze gebracht zu haben. Der Widerstand gegen die Harzordnung von 1785 ging von den Hofbauern aus, die sich in ihren Rechten nicht einschränken lassen wollten. Die Tagelöhner, die mit dem Harzen beauftragt werden sollten, hätten eine Verdienstmöglichkeit bekommen; überdies erforderte eine halbwegs schonende Forstwirtschaft eine strenge Reglementierung des Harzens.<sup>19</sup>

Weitgehend konfliktfrei gestaltete sich das Harzen in den Klosterwäldern von Allerheiligen. So schloss das Stift 1778 einen Vertrag mit den Oppenauer Bürgern Bernhard Schreiner, Franz Hoch, Christian Heimburger und Josef Chetsch über die Beharzung des Waldes des Gotteshauses Allerheiligen. Die vier Oppenauer sollten unter Aufsicht des Waldknechtes Anton Tritschler das Harz sammeln und es bei der Harzhütte abliefern. Dabei sollten sie zugleich den Bruch so öffnen, dass das neue Harz wieder fließen konnte. Bis zum 24. August sollten sie die Arbeit beendet haben. Für ihre Sammeltätigkeiten erhielten sie 1 fl. 8xer pro Zentner Harz. Während ihrer Tätigkeit wurden sie vom Kloster mit Brot und Mehl versorgt, ihnen wurde auch unentgeltlich ein

Nachtquartier gewährt. Das Harzerträgnis belief sich im Jahr 1778 auf 957 Hocken, es hatte ein Gewicht von 114 Zentner. Am 23. August wurden den Harzern in Allerheiligen dafür zusammen 125 fl. 24xer überreicht, sie wurden mit einem Mittagessen und vier Maß Wein beköstigt. Nach dem Weiterverkauf des Harzes blieb für das Kloster ein Gewinn von 191 fl. 9xer.<sup>20</sup>

Das Harzen in den schauenburgischen Adelswäldungen wurde nach dem 30-jährigen Krieg auf eine festgelegte Bestandszeit vergeben. Die Bauern mussten für das Harzen in den schauenburgischen Wäldern einen Gulden jährlich entrichten.<sup>21</sup> Für die seit dem 18. Jahrhundert stetig zunehmende Schicht von landarmen Tagelöhnern bot das „Harzgeschäft“ eine wichtige temporäre Verdienstmöglichkeit.

### „Schädigung des Waldes“ – Harzgewinnung in der Kritik

In der Harzgewinnung unterscheidet man zwei Verfahren. Bei der Lebendharzung wird Harz aus dem Stamm lebender Bäume gewonnen, die durch Lachten, Kerben in der Baumrinde, angerissen werden. Kaum eine Rolle im Schwarzwald spielte die Harzgewinnung aus dem toten, d. h. geschlagenen Holz durch Destillationsverfahren.<sup>22</sup> Der Harzbaum des Schwarzwaldes war die Fichte. Nach der Verletzung des Kambiums tritt Harzbalsam aus. Der Baum bildet an den verletzten Stellen eine zwei- bis dreifach so hohe Anzahl von Harzgängen. So entsteht um die Wunde eine speckig-harzige Holzzone: Der Baum versucht sich gegen Schädlinge zu immunisieren.<sup>23</sup>

Das Harz der Nadelbäume wird von Balsamen gebildet, die sich nach dem Austritt aus der Wunde verfestigen und nach dem Verdunsten der flüchtigen Bestandteile zur eigentlichen Harzmasse („Kolophonium“) verfestigen. Der flüchtige Bestandteil des Balsams ist das Terpentinöl, das hauptsächlich aus Terpenkohlenwasserstoffen besteht. Der Anteil des Kolophoniums am Balsam beläuft sich bei der Fichte auf 60 bis 65 Prozent; der Rest enthält Wasser und andere Stoffe.

Zur Harzabnahme bediente man sich im Renchtal des Harz- oder Pickbeils. Es besaß ein scharfes Ende. Damit ließen sich Brüche, Spalten und Höhlungen ausscharren. Das beilförmige Ende konnte zum Entfernen überwachsender Rinde, Steine, Moose und Erde benutzt werden. Zum Sammeln benutzte man Harzkörbe aus Lindenrinde von Zuckerhutform; sie fassten 22 bis 25 Pfund Rohharz. Ein ausgeleerter Harzkorb ergab eine Hocke. Während das Baumharz im Bereich der Lachte durch Holzspäne verunreinigt war, war das den Stamm bis auf den Wurzel- und Bodenbereich herabgeflossene Pickharz – ein Drittel des Ertrags – reiner.<sup>24</sup>



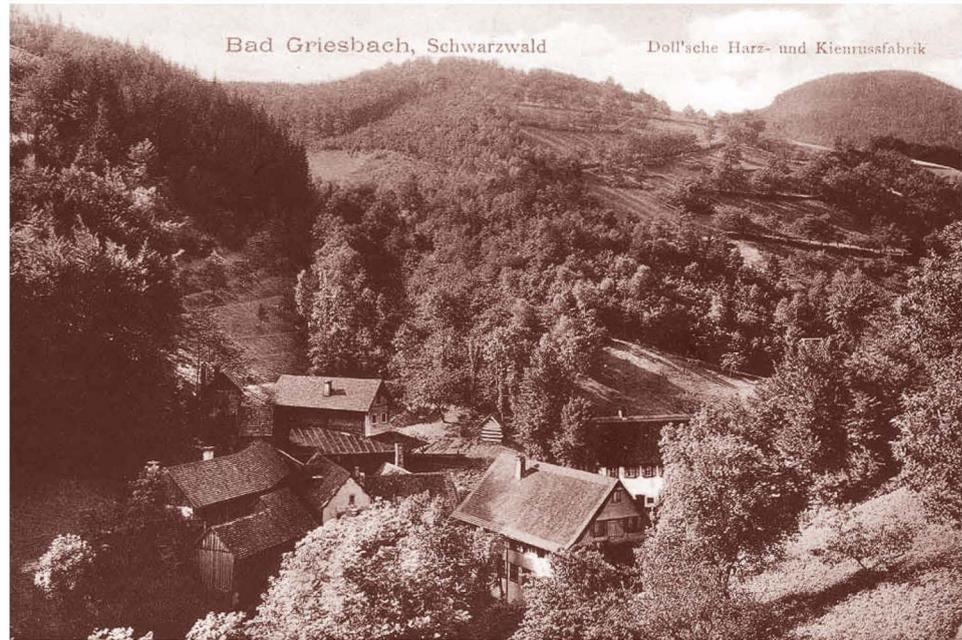
*Das gewonnene Pech wurde in Tonnen gefüllt und mit dem Pferdefuhrwerk zur Bahnstation Oppenau gebracht (Archiv Leopold Börsig).*

Harzbäume mussten 40 Jahre alt sein, bis man sie zum ersten Mal anriss. In den unteren Bereich des Stammes wurden ein bis zwei 1,20 m bis 1,50 m lange und 30 bis 60 cm breite Streifen oder „Lachten“ geschnitten (meist gegen Osten, nie in nördlicher oder südlicher Richtung). Das ausgeflossene Harz kann erst im nächsten Jahr gescharrt werden. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts galt es, forstwirtschaftlich unumstößliche Grundsätze zu beachten:

1. Bau- und Werkholz durfte nicht geharzt werden.
2. Auch Brennholzbäume durften nur geharzt werden, wenn der Gewinn auf Harz jenen des Holzes überwog.
3. Die Samenbäume sollten nie zur Harznutzung kommen.
4. Beim Harzen sollen Windbrüche oder die Ausdehnung des Borkenkäfers vermieden werden.
5. Das Harzrevier soll auf bestehende Schläge beschränkt; jährlich sollen nicht immer andere oder zu viele Harzbäume ange-rissen werden.
6. Junge Bestände sollen geschont werden.<sup>25</sup>

Zu dieser Zeit bildete das Renchtal mit den anstoßenden Waldungen des Murg-, Wolf- und Kinzigtals den größten Harzbezirk des Schwarzwaldes. Allein die Fläche des Renchtals, auf der noch Harznutzung betrieben werden konnte, belief sich auf 4320 ha.<sup>26</sup> Ein Ministerialbescheid von 1838 hatte die Renchtalgemeinden von Ramsbach bis Griesbach von den strengen Bestimmungen des badischen Forstgesetzes dispensiert und ihnen in ihren Waldungen weiterhin die Harzgewinnung gestattet.<sup>27</sup> Nicht nur die Rücksicht auf die bedrückende finanzielle Lage der Kommunen, sondern auch die sich aus der Harzgewinnung und ihrer gewerb-

*Die Harz-, Pech- und Kienrußfabrik von Christian Doll im Tal der Wilden Rench um 1890 (Archiv Leopold Börsig).*



lichen Nutzung ergebende Beschäftigung mögen eine Rolle gespielt haben. Zugleich war wegen der Topografie und den unzureichenden Verkehrsmöglichkeiten die Nutzholzgewinnung wenig attraktiv.

Den Anstoß über die künftige Nutzung eines Harzes gaben letztlich die sinkenden Preise und die zunehmende Konkurrenz von Harzen aus Nordamerika. Der Preisverfall wurde nur kurzfristig durch den Lieferausfall wegen des Sezessionskrieges in den USA umgekehrt. So beliefen sich die Erlöse der Gemeinden Peterstal, Griesbach, Ramsbach, Ibach, Maisach, Löcherberg und Lierbach für Harz insgesamt auf:<sup>28</sup>

Jahr	Gesamterlös	Erlös pro ha
1858	3 906 fl.	1,90 fl.
1859	3 348 fl.	1,63 fl.
1860	3 780 fl.	1,84 fl.
1861	3 612 fl.	1,76 fl.
1862	4 755 fl.	2,32 fl.
1863	10 809 fl.	5,27 fl.
1864	12 984 fl.	6,33 fl.
1865	9 952 fl.	4,85 fl.
1867	8 959 fl.	4,37 fl.
1868	5 194 fl.	2,53 fl.
1869	3 188 fl.	1,56 fl.
<b>Durchschnitt 12 Jahre</b>	<b>6 646 fl.</b>	<b>3,24 fl.</b>

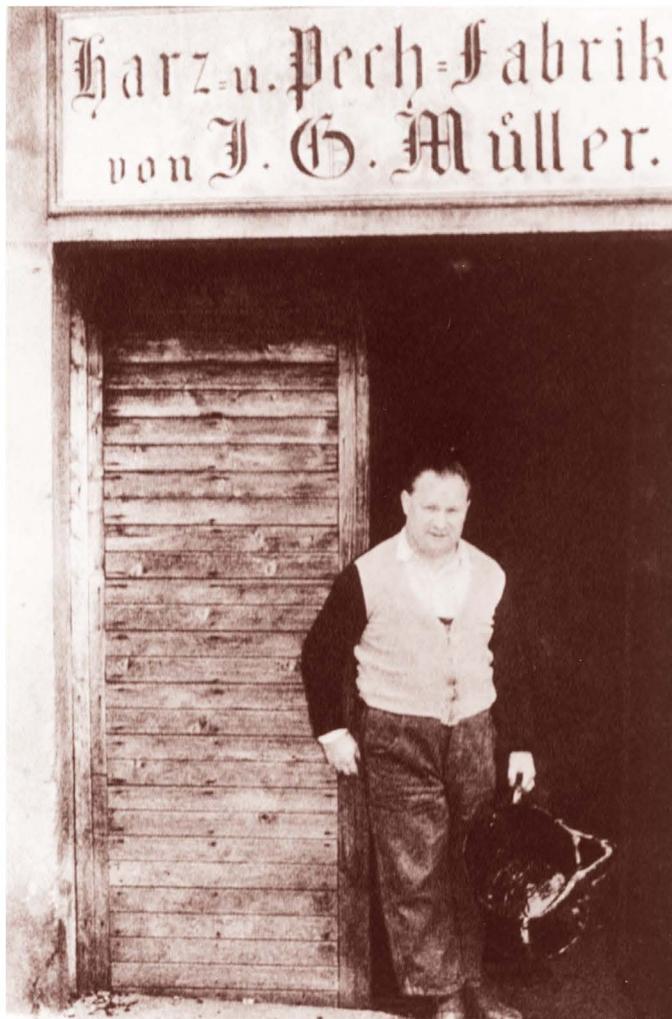


*Die Oppenauer Kübler, die als Verpackungsmaterial für Ruß und Pech hölzerne Tonnen fertigten, profitierten vom Boom der harzverarbeitenden Betriebe im Renchtal (Stadtarchiv Oppenau).*

Schuberg sieht in der besseren Nutzung von Nutzholz und der „Verbesserung und Vermehrung der Verkehrswege“ die empfehlenswerte Alternative zur bisherigen Harznutzung. Bei einem Tagelohn von 48xer bis zu 1 fl. fielen pro Zentner allein 1 bis 1½ fl. Sammelkosten an. Rohharz erbrachte so lediglich 2 bis 2,20 fl. Gewinn. Zugleich entstand durch die Industriekonjunktur eine starke Nachfrage nach Nutzholz, was die Preise nach oben trieb.

Nach anderen Berechnungen erbrachte ein 100-jähriger Baum, der seit 60 Jahren zur Harzgewinnung genutzt wurde, 75 Pfund Rohharz. Sie hatten nach dem Nominalwert von 1874 einen Ertragswert von 3,43 Mk., entsprachen kaum der Hälfte des Wertes eines gesunden Stammklotzes. Unter Einbeziehung des Verlustes an Zuwachs und der Entwertung des zweiten und dritten Sägeklotzes wegen Rotfäule verschlechterte sich die Ertragsrelation weiter.<sup>29</sup>

Noch 1872 hatte man in Griesbach darüber geklagt, dass die Harzerträge rückläufig seien, weil die angeharzten alten Bäume langsam in Abgang kämen und junge Bäume nicht angeschnitten werden dürften. Gegenüber dem Amtsvorsteher äußerte der Bürgermeister den Wunsch, durch eine ausgedehntere Harznutzung die „Gelegenheit zum Arbeitsverdienst“ zu verbessern.<sup>30</sup> Zwölf Jahre später hatte sich die Meinung geändert: „Von Jahr zu Jahr zurück geht die Harz- und Rußproduktion. Der Preis ist durch die amerikanische Konkurrenz gedrückt. Außerdem lohnt sich dieser Geschäftszweig nicht, da die Harzgewinnung dem Stamm schadet.“<sup>31</sup> In Maisach gab man 1901 an, dass die Harzgewinnung nur noch gering sei. Infolge des Preisdrucks und der Steigerung der Arbeitslöhne sei sie auf ein Minimum zurückge-



*Der Pflugwirt Josef Huber betrieb in Löcherberg bis 1970 die letzte Pechsiederei (Archiv des Verfassers).*

Rheinbrücke fielen erhebliche Zollkosten an, die die Gewinne schmälerten. Der Herzog Friedrich I. von Württemberg ordnete darüber hinaus 1604 an, dass der zehnte Teil des Harzes abzuliefern sei.<sup>36</sup> Zu diesem Zweck ließ er in Oberkirch bei der großen Linde vor der Stadt ein Zoll- und Waaghäuschen errichten. Andererseits bemühte er sich ganz im merkantilistischen Sinn, den Handel mit Harz im eigenen Territorium zu fördern, und errichtete Harzmärkte in Oberkirch und Freudenstadt.

Im 18. Jahrhundert erkannten die Waldbauern, dass durch die Verarbeitung des Harzes zu Pech und Ruß mehr zu verdienen war. In einfachen Kupferkesseln, die eingemauert waren, oder eigens errichteten Pech- und Rußhütten begannen sie Harz zu sieden. Das Rohharz wurde in einen 3½ Fuß hohen und 3 Fuß weiten Kessel gelegt. Zu einem Sechstel war der Kessel mit Wasser gefüllt worden. Durch ein Feuer unter dem Kessel wurde das Harz geschmolzen. Auf den Kessel wurde ein trichterähnlicher Blechdeckel aufgesetzt, der mit einem Destillationsrohr verbunden war. Hier sammelten sich die flüssigen Bestandteile des Harzes, das Terpentin. Die flüssige Harzmasse wurde in einen feuchten, leinernen Sack gefüllt, der mithilfe einer Spindelpresse ausge-

gangen.<sup>32</sup> In Lierbach hatte das Harzen 1895 völlig aufgehört.<sup>33</sup> Selbst in Privatwäldungen gab es zur Jahrhundertwende kaum noch Harzbäume. Bis in die 1930er Jahre wurde jedoch vereinzelt geharzt. Der Bau von Waldwegen zur Holzabfuhr, der Ausbau der Landstraßen, die Eröffnung der Bahnstrecke Appenweier-Oppenu im Jahr 1876 und nicht zuletzt der Holzbedarf der zahlreichen Renchtäler Sägewerke setzten dem alten Gewerbe ein Ende.<sup>34</sup>

### **Aus Ruß- und Pechhütten entsteht ein Industriezweig**

In der vorindustriellen Zeit war das Harz in ursprünglichem Zustand nach Straßburg verkauft worden. Zwischenhändler aus dem Renchtal, sog. „Krempen“, brachten Harz mit anderen Landesprodukten nach Straßburg.<sup>35</sup> Auf dem Weg durch die Reichslandvogtei Ortenau und die Grafschaft Hanau-Lichtenberg sowie über die Kehler

presst wurde. Zurück blieben im Sack die unreinen Bestandteile, die Holz-, Rinden- und Moosreste und Zellgewebe. Diese Harzkuchen und „Pechgrieben“ dienten als Grundstoff für die Rußherstellung. Mit der gewerblichen Spezialisierung der Harzverarbeitung entstanden neben den Pechsiedereien auch Rußhütten. Wurde Holzteer zugesetzt, wo entstand dunkles Schusterpech.<sup>37</sup>

Mit Beginn der Industrialisierung wuchs der Bedarf nach Pech und anderen Harzprodukten enorm. Beispielsweise wurden aus Pech Schmiermittel für den Wagenbau, für Zahnräder und Achsen hergestellt; Terpentin und Ruß waren zur Herstellung von Lacken, Firnissen und Druckerfarben notwendig. Die Ausdehnung der Bierbrauerei brachte einen enormen Bedarf an Brauerpech mit sich. Die Substanzen des Harzes dienten in der Frühzeit der chemischen Industrie, als man noch weitgehend auf Naturstoffe zurückgreifen musste, als wichtige Ingredienzien. Harz wurde bei der Tuchfärberei verwendet. Schon 1544 war in Ulm festgelegt worden, dass die Tuchmacher nur aus „geläutertem Harz“ hergestellte Farbe verwenden durften.<sup>38</sup>

Um 1800 wurde im Renchtal der Grundstock für die Entstehung der gewerblichen Harzverarbeitung gelegt. Schon 1785 ist in Oppenau die älteste Rußhütte erwähnt. Josef Faist verkaufte seine Rußhütte im „Rußdobel“ an Bartel Mutterer. Der Kaufmann Dreher errichtete 1806 am Stadteingang von Oppenau eine Ruß- und Pechhütte.<sup>39</sup> Er kaufte auch Harzprodukte anderer Hütten auf und vertrieb sie zum sehr großen Teil außerhalb Badens und sogar im westeuropäischen Ausland.<sup>40</sup> Am 30. März 1817 erwarb Anton Andres (er schrieb sich später André) aus der Gantmasse des Johannes Huber von Ibach neben einem Haus auch die „Harzhütte bei der untern Finkenbruck gelegen“. Zu ihrem Inventar gehörten zwei Harzkessel, zwei Trichter und zwei Flaschen (zum Destillieren), Messgeschirr, eine Harzhaue sowie mehrere Gewichtssteine zum Wägen des Harzes. Für die Hütte samt dem Inventar zahlte Andres 325 fl. – eine Investition, die sich lohnen sollte.<sup>41</sup>

### Die Blütezeit der Renchtäler Harzprodukte-Industrie

„Ein großartiger Handel mit Schnittwaren, Harz und Pech bewegt sich aus den Talgemeinden hauptsächlich nach Frankreich“, wurde am 30. Januar 1866 vom Oberkircher Bezirksamt an das großherzogliche Ministerium des Innern vermeldet.<sup>42</sup> Einen beachtlichen Aufstieg hatte vor allem die Firma Anton André Sohn genommen. Der gleichnamige Sohn des Firmengründers hatte die Vorteile des deutschen Zollvereins und des freihändlerisch ausgerichteten Handelsvertrags mit Frankreich genutzt und weit-



*Anton André (Sohn) führte das Unternehmen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zur Blüte und war zugleich Bürgermeister von Oppenau (Archiv Hansfrieder Gros).*

räumige Handelsverbindungen aufgebaut, die er auch dazu gebrauchte, um Schwarzwälder Kirschwasser zu vertreiben und in ganz Europa bekannt zu machen.

Die Jahresproduktion erreichte – wie die Zahlen von 1850<sup>43</sup> verdeutlichen – einen beachtlichen Umfang. So erzeugte Anton André jährlich

- 400 Zentner weißes Harz, Schaum- und Beutelharz, Wert pro Zentner 8 bis 10 fl.
- 2000 Zentner gelbes Pech, Wert pro Zentner 7 fl. 8xer
- 1500 Zentner braunes Schusterpech, Wert pro Zentner 7 fl.
- 2500 Pfund Terpentin für Apotheker, Wert pro Pfund 8xer
- 5000 Pfund Terpentinöl, Wert pro Pfund 10xer
- 500 Zentner Kienruß, Wert pro Zentner 16 fl. 7xer
- 100 Zentner doppelt gebrannter Kienruß feinste Sorte für Druckerschwärze, Wert pro Zentner 35 fl.

Der doppelt gebrannte Kienruß wurde auch nach Paris und London geliefert. „Letzteres Fabrikat wird nur hier gefertigt“, wird bemerkt. In dieser Zeit war Renchtäler Ruß die Grundlage der Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenkultur halb Europas. Keine Bibel, keine Werke Goethes ohne Oppenauer Ruß!

Den großen Bedarf an Harz konnte André nicht mehr allein aus heimischer Produktion decken – er bezog in erheblichem Maße Harz aus Amerika. Als Standortnachteil sowohl für den Rohstoffbezug als auch für den Versand der Produkte erwies sich freilich der fehlende Bahnanschluss. Die Firma musste auf der Achse ihren Warenverkehr bis zur Bahnstation Renchen abwickeln. Deshalb war Anton André auch einer der engagierten Vorkämpfer für den Bau der Renchtalbahn und Mitglied im Aufsichtsrat der 1874 gegründeten Eisenbahngesellschaft.<sup>44</sup> 1857 sah sich André gezwungen, eine eigene Sägemühle zu errichten. Die beiden vorhandenen Sägewerke waren nicht in der Lage, den Holzbedarf für die Verpackung zu liefern.<sup>45</sup> Da Harz und Ruß in hölzernen Tonnen versandt wurden, erfuhr das Gewerbe der Oppenauer Kübler einen Aufschwung.

Ähnlich erfolgreich war das Unternehmen von Christian Doll. Er stammte aus Ibach und ließ sich um 1840 im Rußloch in der „Wilden Rensch“ nieder. Seit 1842 betrieb er neben der Harzverarbeitung auch eine Rußhütte.<sup>46</sup> Den benachbarten Bädern lieferte er das bei der Harzverarbeitung in den Kesseln zurückbleibende Harzwasser. Vor allem bei Hautkrankheiten war ein Bad in Harzwasser von heilsamer Wirkung. In der Notzeit vor und nach der Revolution 1848/49 gab Doll den Tagelöhnern Beschäftigung, indem er Heidelbeeren annahm und sie in seiner Brennerei ver-



*Arbeiter vor einer  
Rußfabrik auf der  
Mengelsmatt, um 1900.*



*Letztes Gebäude der  
ehemaligen Rußfabrik  
auf der Mengelsmatt  
(Aufnahme des  
Verfasser 2011).*

arbeitete. 1879 beschäftigte er zehn Arbeiter und verarbeitete jährlich 300000 kg Rohstoffe. Seine Brennerei erzeugte jährlich 550 hl Heidelbeergeist und Kirschwasser.<sup>47</sup> Dass Doll sich auch um das Wohl seiner Heimatgemeinde bemühte, zeigt sich daran, dass er 1849 bis 1859 Bürgermeister von Döttelbach war.<sup>48</sup>

In Peterstal betrieben 1880 Josef Müller und Martin Müller Pech- und Rußhütten. Martin Müller verarbeitete mit zwei Arbeitern jährlich 24000 kg Harz und belieferte nur die regionalen Märkte in Baden und Württemberg. Josef Müller verarbeitete 170000 kg Rohstoffe und beschäftigte zehn ständige Arbeiter. Er stellte Brauerpech, Schusterpech und Kienruß her und belieferte Kunden in Süddeutschland, dem Elsass und der Schweiz. Eine kleine Pech- und Kienrußfabrikation betrieb J. G. Müller in Löcherberg neben dem Gasthaus „Pflug“. Er verarbeitete 1879 insgesamt 16580 kg in- und ausländisches Harz und stellte Schusterpech, Wagenfett, Brauerpech und Kienruß her.<sup>49</sup> Die traditionelle Pechsiederei wurde vom letzten Pflugwirt Josef Huber bis 1970 betrieben; er gewann aus importiertem amerikanischem Harz Brüh- oder Metzgerharz (zum Enthaaren der Schweine) und

Zweigharz zum Veredeln der Obstbäume.<sup>50</sup> Die Löcherberger Pechfabrik war schon vor dem Krieg die letzte Pechsiederei des Schwarzwaldes.<sup>51</sup>

Das im Renchtal hergestellte Pech war auch Basis der Oberkircher Pechfackel- und Schlauchfabriken. Max Linck und Sohn gründeten nach der Reichseinigung eine Fabrik, die Feuerwehrschräuche, Garten- und Pechfackeln sowie Pechkränze zu Beleuchtungszwecken produzierte.<sup>52</sup> Mit fünf Arbeitern – deren Tagesverdienst belief sich auf eine Mk. – stellte Linck 1879 38 000 Pechfackeln und 40 000 Pechkränze her, wobei er 9 000 kg Pech verarbeitete.<sup>53</sup> Kleiner war der Betrieb des Seilers Ludwig Blattmann, der mit zwei bis drei Arbeitern 9 000 Pechfackeln und 1 200 Pechkränze produzierte.<sup>54</sup> Neben dem Pech bildete der Hanf das zweite einheimische Produkt, das verarbeitet wurde. Um die Jahrhundertwende waren durch Fusionierung beide Betriebe in der Hand von Ludwig Blattmann.

### **„Belästigungen durch Rauch, Gasgeruch und Rußniederschläge“**

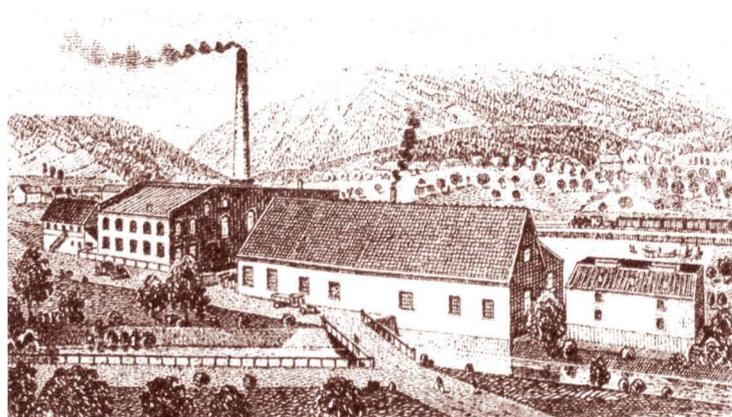
Ursprünglich bildete die Rußbrennerei nur einen Nebenzweig der Harzgewinnung.<sup>55</sup> In kleinen Rußhütten wurden die „Abfälle“ der Harzsiederei, Pechgrieven, harzhaltiges Fichten- und Tannenholz und harzige Nadelholzzapfen unter gedrosselter Sauerstoffzufuhr verbrannt. Der Brennofen war ausgemauert, die Luftzufuhr konnte durch Klappen reguliert werden. Der Rauch zog durch ein Abzugsloch in ein hinter oder über dem Ofen befindliches Rußgewölbe, das ursprünglich nur 6 bis 8 Fuß lang und 12 bis 18 Fuß hoch war.<sup>56</sup> Der Ruß setzte sich in der Rußkammer ab. Der Rauch wurde vor dem Austritt in den Kamin durch einen trichterförmigen Sack gefiltert, in dem sich der Fein- oder Kienruß ablagerte. Er war wegen seiner Schwärze und seiner Feinheit besonders bei der Herstellung von Farben und Buchdruckschwärze gefragt. Täglich konnten 10 bis 12 Brände vorgenommen werden. Der abgelagerte Ruß – die wöchentlich erzeugte Menge belief sich auf 10 bis 15 Zentner<sup>57</sup> – wurde meist wöchentlich einmal aufgehoben. Er wurde ursprünglich in kleinen Tonnen aus dürrer Holz, später in Papiersäcken versendet.

Mit der Industrialisierung wuchs die Nachfrage nach Ruß für die Lack- und Firnisherstellung enorm. Vor allem die harzverarbeitenden Betriebe von Christian Doll und Anton André erkannten die Chancen und weiteten ihre Rußherstellung aus.

Doll, der seit 1842 auch eine Rußhütte betrieb, erweiterte 1870<sup>58</sup> und 1894<sup>59</sup> seine Anlagen zur Herstellung von Kienruß. Doll betrieb drei Hütten im „Rußloch“ seitab in einiger Entfer-

nung vom Bad in der „Wilden Rench“. In erheblichem Umfang vergrößerte die Fa. Anton André Sohn in Oppenau und Ibach ihre Produktionskapazitäten. Als 1870 die Produktionsanlagen in Ibach durch einen „riesigen Brand“<sup>60</sup> zerstört worden waren, errichtete André dort drei Rußhütten.<sup>61</sup> Im Jahr 1885 erwarb André die Kienruß- und Harzfabrik von Theodor Dreher am östlichen Stadtrand von Oppenau bei der Abzweigung der Bahnhofstraße. Er stellte 1886 beim Bezirksamt den Antrag, in den vorhandenen Räumlichkeiten eine Rußbrennerei einzurichten. Ein Jahr später sollte die ältere Rußfabrik um einen Anbau mit zwei weiteren Öfen erweitert werden.<sup>62</sup> Seit 1890 stellte die Firma links der Rench auf der Mengelsmatt mehrere Rußfabriken (1890, 1894, 1900); damit war der Schritt zur industriellen Rußherstellung vollzogen.<sup>63</sup> Die neuen Rußfabriken waren nach den neuesten technischen Erkenntnissen errichtet worden, waren größer als die kleinen Vorgängerbauten und ermöglichten den Aufbau großer Produktionskapazitäten.

Längst reichte Harz als Ausgangsprodukt der Rußherstellung nicht mehr aus, zumal im Schwarzwald die Harzgewinnung fast vollständig eingestellt war (siehe oben). Deswegen verwendete man Anthracen (aus Steinkohlenteer) und Rohnaphtalin. War die Rußbrennerei früher nur temporär und in kleinem Umfang betrieben worden, so ermöglichte die unbegrenzte Verfügbarkeit der Rohstoffe und die große Nachfrage eine Produktion in bislang unbekanntem Umfang. Das schuf aber neuartige Umweltprobleme: Bei jeder Kapazitätsausweitung der Rußbrennerei der Fa. André häuften sich Einsprüche und Klagen: „So lange nur das ehemalige Harz zur Verbrennung kam, hat sich der Betrieb in beschränktem Umfang gehalten. Seit kurzer Zeit wird viel Rohmaterial zugeführt, hauptsächlich Steinkohlenteer zum Rußbrennen. Während früher aus Mangel an Rohmaterial die Fabrikation wochenlang stillgestanden, so hat sich in Folge der geschilderten Betriebsveränderung



*Unübersehbar ist hinter den Rußfabriken der Fa. André auf der Mengelsmatt die Eisenbahn zu erkennen. Sie hatte eine große Bedeutung für die Entwicklung der Firma (Archiv Hans Frieder Gros).*

*Rußbrenner lebten immer gefährlich: Opfer eines Betriebsunfalls der Firma Doll 1914 (Archiv des Verfassers).*

**DANKSAGUNG.**

Für die überaus zahlreichen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem Hinscheiden des uns durch Unglücksfall so jäh aus dem Leben gerufenen, nun in Gott ruhenden braven Arbeiters

**Josef Hoferer**  
Rußbrenner

sagen wir herzlichsten Dank. Insbesondere danken wir für die Begleitung zur letzten Ruhestätte der Freiw. Feuerwehr, dem Musikkorps, den Beamten und Arbeitern der Firma Anton André Sohn Oppenau, ferner den Arbeitern der Firmen Martin Müller, Peterstal und G. Müller, Löcherberg, wie auch von nah und fern.

GRIESBACH, 20. Januar 1914. 95

**Karl Doll,**  
Inhaber der Firma Chr. Doll.

vieles vergrößert“, heißt es am 21. Januar 1888 in einem Bericht des Oberkircher Bezirksamtes an das Innenministerium.<sup>64</sup> Der Oppenauer Gendarm Neckermann, dessen Wohnung sich gegenüber der ehemaligen Dreher'schen Anlage befand, gab 1887 an, dass sich an den Bäumen und an den Feldfrüchten seit Inbetriebnahme der neuen Anlage Rußablagerungen zeigten. Die zum Trocknen aufgehängte Wäsche habe sich schwarz gefärbt, da der aus Teer hergestellte Ruß fettstoffhaltig war, hinterlasse er auf der Wäsche Flecken. Bei Südwestwind treibe der Wind den Ruß gegen Haus, die Fenster könnten nicht geöffnet werden.<sup>65</sup> Anwohner hatten sich 1881 darüber beklagt, dass seit der Umwandlung der ehemaligen Harzfabrik in eine Rußhütte die Obstbäume ganz schwarz seien, das Obst sei ungenießbar, die Bäume gingen dem Absterben entgegen. Auch das Gemüse aus dem Garten sei ungenießbar, der Ruß dringe sogar in das Innere der Wohnungen ein. Selbst wenn die Fenster geschlossen blieben, dringe der feine Ruß bis in die Kleiderschränke ein.<sup>66</sup>

Drastisch schilderte auch der Bezirksarzt Dr. Schneider die Folgen der industriellen Rußherstellung, als er wegen der Erweiterung der ehemals Dreher'schen Fabrik 1886 um Stellungnahme gebeten wurde. In Rußfabriken entwickelten sich bei der unvollkommenen Verbrennung Gase wie Kohlensäure, Kohlenoxid, Sumpfgas, Leuchtgas, schweflige Säure, Blausäure, Ammoniak und flüssige Kohlenwasserstoffe. Sie seien nicht nur brennbar und verursachten Gestank, sondern seien auch wegen ihrer Giftigkeit für Menschen und Pflanzen schädlich. Schweflige Säure reize die Schleimhäute, auch finde eine Ablagerung der feinen Rußpartikel in der Lunge statt.<sup>67</sup> Schließlich wurde immer wieder vor der Feuer- und Explosionsgefahr gewarnt, der sich die Anwohner von Rußfabriken gegenübersehen.

Die Behörden gingen noch am ehesten auf die Sicherheitsbedenken der Bevölkerung ein und verordneten die Anbringung von Sicherheitsklappen und Feuertüren, höhere Kamine mit Rußfängern und Läden, die sich bei Explosionen nach außen öffneten. Belästigungen, so die Logik in der damaligen Zeit, waren im Sinn des allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritts hinzunehmen, wenn sie ein bestimmtes Maß nicht überschritten.<sup>68</sup>

Bemerkenswert bei der Diskussion um die Erweiterung der Anlagen auf dem Areal des ehemaligen Anwesens Dreher war jedoch die Stellungnahme der Stadt Oppenau und des Bezirksamtes. Oppenau sei, so lautete 1884 die Feststellung in einem Ortsbereiungsprotokoll, auf Gewerbe angewiesen:<sup>69</sup> „Das Gewerbe liegt derzeit sehr danieder, wozu noch der Umstand tritt, dass die Gewerbe bedeutend übersetzt sind. So zählt man 11 Metzger, 23 Gastwirtschaften und 6 Bierbrauereien.“ Neben der Ruß- und

Pechfabrikation gab es 1898 nur eine Ziegelei, einige Brenne-  
reien, eine Gerberei, eine Orgelfabrik und einige Sägemühlen.<sup>70</sup>  
Dennoch lehnte der Stadtrat die Erweiterung der Rußfabrikation  
an diesem Ort ab. Die Zahl der Sommerfrischler in Oppenau be-  
laufe sich gegenwärtig jährlich auf 1200 bis 1500 Personen; der  
Fremdenverkehr hatte durch den Bau der Renchtalbahn 1876  
einen beachtlichen Aufschwung genommen. Auch Durchrei-  
sende nach Allerheiligen oder auf den Kniebis hielten sich einige  
Tage in Oppenau auf: Alle Touristen, die ins hintere Renchtal  
reisten, mussten die wenig einladenden Fabrikanlagen am Stadt-  
ausgang von Oppenau passieren: „Für Fremde, die als Sommer-  
frischler oder Kurgäste ins Renchtal kommen, mache es keinen  
günstigen Eindruck, wenn ihnen beim Verlassen des Bahnhofs  
die unschöne und belästigende Rußfabrik ins Auge fällt.“<sup>71</sup> Auch  
der Bezirksrat äußerte, dass Oberkirch keine „Fabrikstadt“ sei,  
sondern sich in den letzten Jahren zum „Luftkurort“ aufge-  
schwungen habe. Den Fremden solle nicht der Aufenthalt in Op-  
penau durch die Belästigungen mit den Ausdünstungen der Ruß-  
fabrik „verleidet“ werden.<sup>72</sup> Außerdem drohte die städtebauliche  
Entwicklung – das benachbarte Areal war zur Wohnbebauung  
und Stadterweiterung von Oppenau vorgesehen – behindert zu  
werden. Die Eigentümer der Firma André klagten gegen die Ab-  
lehnung des Baugesuchs und bekamen beim Innenministerium  
Recht, weil die Beschwerden entweder gar nicht oder nur in ge-  
ringem Maß zuträfen. Auch verwies die Firma darauf, dass sie  
17 Arbeiter beschäftige und insofern durchaus wirtschaftliche Be-  
deutung für Oppenau besitze.

Die Firma André versuchte auf die Oppenauer Belange inso-  
fern Rücksicht zu nehmen, dass sie die Rußproduktion seit 1890  
in die neuen Anlagen in der Mengelsmatt außerhalb der Stadt  
verlegte. Aber auch jetzt erhoben zwei Anlieger wegen drohender  
Schädigung der landwirtschaftlichen Kulturen Einspruch, der zu-  
rückgewiesen wurde. Der neue Standort war auch wegen der Ex-  
plosions- und Feuergefahr von Vorteil. So hatte im März 1882  
eine heftige Explosion eine Rußhütte Andrés schwer beschädigt;  
der Heizer kam mit versengtem Haar davon.<sup>73</sup> Zwei Jahre später  
hatte ein Arbeiter die Gasklappe nicht geöffnet und den Rußofen  
überfeuert. Durch die heftige Explosion erlitt der Arbeiter schwere  
Brandwunden, das Gebäude brannte teilweise ab.<sup>74</sup> In der Folge-  
zeit wurden auch die Arbeitsschutzbestimmungen in Rußfabriken  
verschärft: Die Kleidungsstücke der Arbeiter mussten mit schwe-  
felsaurem Ammoniak imprägniert werden.<sup>75</sup> Später trugen sie  
engmaschige feuerfeste Drahtmasken vor dem Gesicht, Asbest-  
handschuhe und Holzpantoffeln: Diese Vorkehrungen sollten  
vor den Flammen des Rußofens schützen, die jederzeit zurück-

schlagen konnten.<sup>76</sup> Im September 1918 brannte ein Drittel der neuen Rußfabriken in der Mengelsmatt ab. Neben den Feuerwehren von Ramsbach, Oppenau und Ibach halfen sogar Frauen und Kinder beim Löschen, da viele Männer eingezogen waren.<sup>77</sup>

Der umweltschädlichen Gefahren bewusst zeigte sich auch Christian Doll, der in Bad Griesbach drei Rußhütten betrieb. Die Rußniederschläge seien sehr groß, der Gasgeruch sei nicht zum Aushalten. Seine sämtlichen Obstbäume seien abgestorben. Nur dem günstigen Standort seiner Rußfabrik schrieb er es zu, dass er nicht schon mit Klagen behelligt worden sei. Kurgäste hätten sich bei Spaziergängen schon die Nase zugehalten. Die Griesbacher Badbesitzer Simon und Nock wussten von keinen Klagen ihrer Gäste, dazu sei die Rußhütte vom Bad zu weit entfernt.<sup>78</sup> Diese Entfernung vom öffentlichen Verkehr war für Doll allerdings ein erheblicher logistischer Nachteil. Er musste einen eigenen Fuhrbetrieb mit fünf Pferden unterhalten, um seine Rohstoffe vom Bahnhof Oppenau abzuholen und seine Produkte zu versenden. Dieser Standortnachteil und die begrenzten Möglichkeiten zur Expansion bedeuteten auf Dauer das Ende der Firma. Doll starb 1901 mit 90 Jahren. Seine Söhne führten den Betrieb noch bis kurz nach dem 1. Weltkrieg weiter.<sup>79</sup> 1954 wurde in der „Wilden Rensch“ die letzte Rußhütte abgebrochen und durch einen Lager-schuppen eines einheimischen Brunnenbetriebs ersetzt.<sup>80</sup>

### Die Lack- und Chemiefabrik Anton André Sohn

Der Firma Anton André Sohn gelang es als einziger der ehemaligen Pech- und Rußhütten, sich zu einem modernen industriellen Unternehmen weiterzuentwickeln: Aus einem Unternehmen, das ursprünglich mit der Verarbeitung des heimischen Rohstoffs Harz befasst war, wurde eine chemische Fabrik mit neuen Produkten.

Dass die Firma auch für Innovationen offen war, zeigte sich daran, dass die tatkräftige Firmeninhaberin Karolina André 1896 ein Lokomobil, einen beweglichen Dampfkessel, anschaffen ließ. Er hatte den Zweck, „mittelst Dampf den Teer für die Rußherstellung in dem Behälter am Eisenbahnwaggon zu wärmen, damit solcher beim Entladen flüssiger wird“.<sup>81</sup>

Die ständige Explosionsgefahr beim Umgang mit offenem Licht war sicher ein Grund, warum ein Jahr später die Firmeninhaberin ein Elektrizitätswerk bauen ließ. Eine Turbinenanlage von 47 PS lieferte neben einem Dampfkessel mit 50 PS die notwendige Kraft. Aus der Anlage sollten 400 Glühlampen für den privaten Bedarf und einige Bogenlampen gespeist werden. Zwei Elektromotoren, darunter ein firmeneigener, konnten betrieben



Firmen- und Produktionsgebäude der Firma Anton André Sohn um 1890 (Archiv des Verfassers).



Für die französische Kundschaft präsentierte sich die Firma André mit ihrem neuen Elektrizitätswerk (Archiv Hansfrieder Gros).

werden. An Weihnachten 1897 erstrahlte zum ersten Mal in der Oppenauer Pfarrkirche elektrisches Licht. Die Elektrizitätsversorgung von Oppenau erforderte ein umfangreiches Leitungsnetz, das ebenfalls von der Firma André finanziert wurde. Schon 1902 musste die Anlage erweitert werden. Die Elektrizität kam auch den Oppenauer Kleingewerbetreibenden wie den Küblern zugute, die mithilfe von Elektromotoren ihren Betrieb mechanisieren konnten.<sup>82</sup>

Ein Schritt mit großer Tragweite war 1918 der Einstieg in die Produktion von Lacken und Firnissen. Der Schritt lag nahe, denn mit Harz, Terpentin und Ruß als Pigment konnte die Firma auf drei Grundstoffe zurückgreifen, mit denen sie Erfahrung gesammelt hatte. Am 5. September 1918 teilte die Firma dem Oberkircher Bezirksamt ihre Entscheidung mit, in der ehemaligen Ibacher Harzproduktenfabrik eine „Lack-, Farben-, Öl- und Firnisfa-

**Lack-, Firnis- u. Farben-Fabrik**  
**Anton Andre Sohn**  
 Oppenau.  
 empfiehlt

**Farben, Oelfarben,**  
**Leinöl, Leinölfirnis Ia.,**  
 dopp. gekocht, **Kelferlack,**  
**Eisenlack, Firnisersatz,**  
 teerfrei, **Öl- u. Spiritus-**  
**lacke, Bernstein- und**  
**Spiritusfussbodenlack-**  
**farben, Fussbodenöl Ia.,**  
**Ofenrohrlack, schwarz,**  
**Aluminium, flüssigrotgüt-**  
 hitzebeständig, — **Parkett-**  
**wichse, weiss u. gelb, Par-**  
**kett- u. Linoleumwichse**  
 „Schwarzwaldmädle“, **Leder-**  
**fett, braun und schwarz**  
 bei ihren Verkaufsstellen

**Morrmann Parisel, Drogerie z.**  
 Greifen, **Oberkirch.**  
**Wilhelm Schlager, Warenges-**  
 chäft, **Lautenbach.**  
**Joh. Amann, Kaufm., Oppenau**  
 u. **Hoferer-Stütz, Peterstal.**

*Das Lackangebot der  
 Firma Anton André  
 (Anzeige des Renchtälers  
 vom 1.10. 1921, Archiv  
 des Verfassers).*

brikation“ aufnehmen zu wollen und bat um eine Betriebsgenehmigung. Über den geplanten Betrieb gab die Firmenleitung folgende Auskunft: „Die Fabrikation besteht darin, dass in den drei Kesseln, die eingemauert sind und vom Heizraum aus beheizt werden, Farbe, Lacke, Lösungsmittel und ähnliche Stoff gemischt und verarbeitet werden. Der genaue Fabrikationsvorgang richtet sich nach den jeweiligen Erfordernissen und spielt sich unter der Verantwortung eines seit Jahrzehnten in dieser Fabrikationsweise bewährten Meisters ab, dem zunächst 2, später auch bis zu 4 ungelernete Hilfskräfte zur Verfügung stehen.“<sup>83</sup>

Die zerkleinerten Harzstücke wurden in dem Kessel geschichtet und auf dem offenen Feuer erhitzt und ausgeschmolzen, d. h. öllöslich gemacht. Zu dem flüssigen Harz wurde Leinöl gegossen, das auf 200 Grad erhitzt wurde. Nach einigen Stunden wurde der Sud mit weiterem Standöl abgeschreckt, mit Terpentin verdünnt und durch ein Flanelltuch gefiltert. Mit Kienruß wurde nach Bedarf der Leinöl-Standöl-Lack schwarz eingefärbt. Dieser Lack diente dann zum Schutzanstrich von Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Eisenträgerkonstruktionen etc. Mit dem Schwiegersohn des Firmeninhabers Gustav Jockerst, dem Chemiker Dr. Georg Gros, trat ein Wissenschaftler in den Betrieb ein, der im eigenen Labor forschte und die Lacktechnik stetig verbesserte.<sup>84</sup>

*Für Auskünfte und die Überlassung von Unterlagen aus dem Firmenarchiv Anton André Sohn danke ich Herrn Hansfrieder Gros herzlich.*

## Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Engstler, Fritz: Wald und Forstwirtschaft, in: Mauer, Gerhard (Hrsg.), Der Landkreis Freudenstadt. Stuttgart und Aalen 1978, 371
- 2 Münster, Sebastian: Cosmographia, das ist Beschreibung der gantzen Welt ..., Band II. Basel 1628 (Reprint Lahnstein 2010), 1005. Ähnliche Angaben finden sich im „Allgemeinen Lexikon“ (Wittenberg 1744) unter dem Stichwort „Schwarzwald“: „Bey dem Ursprung der Murg sind etliche Dörfer, so das Harz von den Tannenbäumen sammeln, solches nach Straßburg und andere Örter verhandeln und davon ihre Nahrung haben.“
- 3 von Grimmshausen, Hans Jakob Christoffel: Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, Ausgabe Berlin/Weimar 1984, 5. Buch 17. Kapitel, 429
- 4 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort. Baiersbronn. Stuttgart 1992, 95
- 5 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort, 95
- 6 Lorenz, Söhnke/Kuhn, Axel: Vom Königsforst zum Luftkurort, 101
- 7 Markung, Rechte und Ordnungen zu Baiersbronn im Jahr 1616, in: Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins, Jahrgang 12 (1904), 29
- 8 Fischer, Hermann: Als man im Schwarzwald noch harzte, in: Renchtalzeitung, 17. Dezember 1960
- 9 Hansjakob, Heinrich: Der Fürst vom Teufelsstein, in: Waldleute, Band I, Ausgabe Stuttgart o.J., 22–25
- 10 Brückner, Hans: Die Entwicklung der Wälder des Schwarzwaldes durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte und ihre heutige Bedeutung, in: Liehl, Ekkehard/Sick, Wolf Dieter (Hrsg.): Der Schwarzwald, Beiträge zur Landeskunde. Bühl 1960, 169

- 11 Sehr ausführlich dazu Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals. Karlsruhe 1951, 355–403
- 12 Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 355
- 13 Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 372
- 14 Börsig Josef: Geschichte des Oppenauer Tals, 374
- 15 GLA 229/80692
- 16 Hoscher, Johann Melchior: Beiträge zur neuesten Geschichte der Empörung deutscher Untertanen wider ihre Landesherrschaften. Gießen 1790, 257 ff.
- 17 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tals, 381 f. / Vollmer, Franz Xaver: Was wollten die Ortenauer 1789? In: Schaab, Meinrad (Hrsg.): Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution, Stuttgart 1990, 227 f.
- 18 GLA 229/80761
- 19 GLA 229/80761
- 20 GLA 67/20 fol. 100 a–102 a
- 21 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tals, 41
- 22 Lahr, Peter: Die Gewinnung von Teer, Pech, Harz und Pottasche als Waldgewerbe. Oberseminararbeit am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, SS 1996 (Kopie im Besitz des Verfassers), 4
- 23 Schnabl, Ursula: Vom Glück mit dem Pech. Die traditionelle Nutzung und Gewinnung pflanzlicher Rohstoffe und Arbeitsmaterialien am Beispiel der österreichischen Harzgewinnung. Diplomarbeit am Institut für Botanik der Universität für Bodenkultur, Wien 2001
- 24 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Peterstal beziehungsweise des oberen Renchtals. Anhang: Die Harznutzung in ihrer Beziehung zur Holzproduktion, 1862 (Original im Forstamt Bad Peterstal), 62 ff. / Zentner, Joseph: Das Renchtal und seine Bäder, 1827 (Reprint Oberkirch 1988), 252 f.
- 25 Behlen, Stefan/Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften und ihrer Hilfswissenschaften. Teil III: Handbuch des Waldbaus und der Waldnutzung, München 1851, 339
- 26 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 61
- 27 Schuberg: Einiges über Harznutzung, in: Monatsheftsschrift für das Forst- und Jagdwesen, Band 14 (1870), 463
- 28 Schuberg, Einiges über Harznutzung, 465
- 29 Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 65
- 30 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3700, Ortsbereisung Griesbach vom 6. September 1872
- 31 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3700, Ortsbereisung Griesbach vom 3. Juni 1884
- 32 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3707, Ortsbereisung Maisach vom 10. August 1901
- 33 StAF Freiburg, B 727/12 Nr. 3706, Ortsbereisung Liezbach vom 17. Juli 1900
- 34 Vgl. dazu Zeiser, Gotthard: Studien zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeografie des Renchtals, Dissertation an der Albert-Ludwig-Universität Freiburg 1970, 215
- 35 Lasollay: Die Herrschaft Oberkirch 1802, GLA 169/255
- 36 Eimer, Manfred: Das bischöfliche Amt Oberkirch (II), ZOG 1930, 630
- 37 Zur Pechherstellung Mathes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Petersthal, 99 f. / Behlen, Stefan / Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften, 340 / Zentner, Joseph: Das Renchtal und seine Bäder, 252 f. / Lahr, Peter: Die Gewinnung von Teer, Pech, Harz und Pottasche als Waldgewerbe, 6 f.
- 38 Boelcke, Willi A.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987, 103
- 39 Börsig, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tales, 44
- 40 Zentner, Josef: Das Renchtal und seine Bäder, 253 f.
- 41 Firmenarchiv Anton André Sohn (Hansfrieder Gros)
- 42 GLA 236/103 40
- 43 StAF 727/5 134/135 Ortsbereisungsprotokoll Ibach vom 29. Mai 1850
- 44 Huber, Heinz G.: 125 Jahre Renchtalbahn, in: Die Ortenau 81 (2001), 402
- 45 StAF B 727/12 1866, 24. Juni 1857, Bitte des A. André Sohn um Erbauung einer Sägemühle. Diese Sägemühle brannte in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1897 vollständig nieder (Renchtal, 11. März 1897)
- 46 Muschal, Egon: Ruß nach Russland – Harz nach Schweden, in: Badisches Tagblatt, 2. November 1960
- 47 GLA 236/10 342

- 48 Huber, Bernhard: Chronik Bad Peterstal – Griesbach, Offenburg o.J., 397
- 49 GLA 236/10 342
- 50 Schlosser, Hermann: Das gibt es nur noch am Löcherberg, Ortenauer Heimatblatt 1960. Der Text und die Fotografien Schlossers sind auf örtliche Initiative am Buswartehäuschen in Löcherberg angebracht worden (Vgl. ARZ, 10. Oktober 2005)
- 51 Klar wie Bernstein – Besuch in einer Renchtäler Harzsiederei – seltsames Gewerbe aus einer vergangenen Zeit. Badische Presse, 23. Januar 1938
- 52 Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte in großherzoglicher Zeit 1803–1918. 1978, 137
- 53 GLA 236/10 341
- 54 GLA 236/10 341
- 55 Dazu Huber, Heinz G.: Das schwarze Gewerbe der Bauern. Von Harzern, Pechsiedern und Kienrußbrennern im Renchtal und auf dem Kniebis. Mittelbadische Presse, Presse/Zeitung zum Wochenende 13./14. Juni 1992
- 56 Pierers Universal Lexikon 1857–1865 / Baumgärtner, Werner: Die Rußhütte bei Enzklösterle, In: Baden-Württemberg, Sonderheft Schwarzwald, 50–51 / Matthes, W.: Beschreibung des Forstbezirks Peterstal, 99 / Behlen, Stefan / Reber, Peter: Handbuch der Forstwissenschaften, 346 / Jägerschmid, F. V.: Das Murgthal, Nürnberg 1800, 46f. / Beschreibung einer vorindustriellen Rußhütte Weiß, Josef: Rußbrennen und Rußhütte, in: Deutsche Gaue, Kaufbeuren, 28-Namd (1927) 1. Lieferung, 18–19
- 57 Muschal, Egon: Ruß nach Russland – Harz nach Schweden, Badisches Tagblatt 2. November 1960
- 58 StAF B 727/12 Nr. 353
- 59 StAF B 727/12 Nr. 354
- 60 Renchthäler, 18. Oktober 1870
- 61 StAF B 727/12 Nr. 2676
- 62 Renchthäler, 6. März 1886
- 63 StAF B 727/12 Nr. 1864 Gesuche der Firma Anton André in Oppenau um Genehmigung und Erweiterung einer Rußbrennerei 1886–1928
- 64 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 65 StAF B 727/12 Nr. 1864 Aussagen des Oppenauer Gendarms Neckermann vor Oberamtman Gaddum am 19. Dezember 1887
- 66 StAF B 727/12 Nr. 2676
- 67 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 68 Vergleiche zu dem Defizit an Umweltbewusstsein in der Geschichte der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts allgemein: Bohorst, Rolf: Die Giftmacher, in: Geo Epoche Heft 30 „Die Industrielle Revolution“, 130–138
- 69 StAF B 727/12 Nr. 3714
- 70 StAF B 727/12 Nr. 5009
- 71 StAF B 727/12 Nr. 1864
- 72 StAF B 727/12 Nr. 1864 Bezirksrat Oberkirch, 25. Oktober 1887
- 73 Renchthäler, 7. März 1882
- 74 GLA 236/105 28 Bericht des Bezirksamts Oberkirch an das Innenministerium
- 75 StAF B 727/12 Nr. 1864 Stellungnahme des Bezirksarztes Dr. Schneider
- 76 Oppenau lebt vom Ruß – Deutschlands älteste Rußfabrik – Die schwarzen Gesellen arbeiten mit Drahtmasken, in: Badisches Tagblatt, 26. Februar 1957
- 77 Renchtäler, 10. September 1918
- 78 GLA B 727/12 Nr. 1864
- 79 Badisches Tagblatt, 11.3.1953, Rußbrennerei – ein ausgestorbenes Gewerbe
- 80 ARZ 21.11.2004, Vor 50 Jahren, vom 15.–21.11.1954
- 81 StAF B 727/12 Nr. 1872 Dampfkesselanlage der Firma A. André Sohn
- 82 StAF B 727/12 Nr. 1865 Elektrizitätswerk der Fa. Anton André zur Lichterzeugung und Kraftübertragung
- 83 StAF B 727/12 Nr. 2678
- 84 Die Rußfabrikation wurde 1970 in Oppenau eingestellt. Im Jahr 2007 beendete die Firma ihre Lackproduktion am Standort Oppenau.